

Amts- und Anzeigebblatt

für den

Bezirk des Amtsgerichts Eibenstock und dessen Umgebung.

Abonnement
vierteljährl. 1 M. 20 Pf.
(incl. Bringerlohn) in der
Expedition, bei unsern Bo-
ten, sowie bei allen Reichs-
Postanstalten.

Erscheint
wöchentlich drei Mal und
zwar Dienstag, Donner-
stag und Sonnabend. In-
sertionspreis: die Klein-
zeile 10 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: E. Hannebohn in Eibenstock.

Nr. 100.

31. Jahrgang.
Sonnabend, den 23. August

1884.

Deutschland und England.

Eine eigenthümliche immer deutlicher zu Tage tretende Erscheinung ist das kühle Benehmen, welches die englische Regierung dem deutschen Reich gegenüber zeigt. Die englischen Zeitungen, besonders die zum Ministerium Gladstone haltenden, reden sich in einen förmlichen Haß gegen Deutschland hinein, der sich freilich nicht in so rohen Formen, wie meistens in den französischen Revancheblättern äußert, aber dennoch deutlich genug austritt, um beachtet zu werden.

Die Gründe für diese Frontveränderung Englands sind leicht zu finden. Daß Deutschland groß und mächtig geworden ist, konnte verziehen werden; daß aber die Deutschen an den Erwerb von Kolonien denken, mußte in London als ein Eingriff in die geheiligten Rechte Englands aufgefaßt werden. Alle Länder der Erde, die noch von keiner civilisirten Nation besetzt sind, gehören England, auch dann, wenn dasselbe noch nicht Zeit und Gelegenheit hatte, die Annexion und Besetzung vorzunehmen. Das gilt in der englischen Diplomatie wenigstens als oberster Rechtsgrundsatz und nach diesem wird gehandelt. Der deutsche Reichskanzler hat die etwas abenteuerlichen Hoffnungen unserer Kolonialpolitiker in seiner Reichstagsrede für die Dampfersubventionen auf das rechte Maas zurückgeführt und dafür den Beifall seiner sonstigen politischen Gegner gefunden. Aber selbst diese Zurückhaltung hat ihren beruhigenden Eindruck auf England verfehlt, wie man aus seiner Haltung in der Angra Pequena-Angelegenheit ersieht. Gegen den rechtlichen Erwerb dieser Colonie durch eine deutsche Handelsfirma läßt sich nicht gut ankämpfen, aber nun will John Bull diese Colonie wenigstens lahm legen, indem er die vor der Angra Pequena liegende Insel, sowie das Innere des Landes annectirt. Damit würden die Deutschen in Angra Pequena fast ganz vom Meere abgeschnitten und ebenso von ihrem Hinterlande, mit dem man sich einen vortheilhaften Handel und Verkehr versprochen hatte.

Zum Glück ist die aus jener Absicht hervorleuchtende hämische Wuth völlig machtlos. Es bedarf nicht einmal einer kriegerischen Demonstration, um die Absichten der von England abhängigen Regierung des Kaplandes zu vereiteln. Denn die Kapregierung ist schwach, wie England trotz seines ungeheuren Länderbesitzes und seiner mächtigen Kriegsflotte schwach ist. Es würde niemals wagen, mit Deutschland anzubinden, denn sein guter Freund Frankreich, der in Kolonialfragen zugleich sein mächtiger Nebenbuhler ist, würde keinen Finger zu Gunsten Englands rühren.

Das weiß Herr Gladstone sehr gut und er weiß auch, daß man sein ganzes politisches Gebahren in Deutschland und Oesterreich einfach lächerlich findet und man ihn deshalb auch nicht für einen Staatsmann hält, mit dem ernstlich zu rechnen wäre. An Kleinigkeiten hat zudem England noch so Manches auf dem deutschen Kernholz, vor Allem die Störungen, die die deutsche Seefischerei in der Nordsee oft genug durch englische Fischer erleidet; der kürzlich gemeldete Seeraub, den englische Schiffe gegen den Proviantlutter „Diebrich“ verübt, setzt diesen Mißständen die Krone auf und dürfte Veranlassung zu einem ernstlichen Einschreiten der deutschen Behörden geben. Es wäre wenigstens an der Zeit, daß den englischen Bettern einmal ernstlich vorge stellt würde, ihnen gehöre doch noch nicht die ganze Erde und das ganze Meer.

Sehr übel steht es den ministeriellen Blättern an, Deutschland zu drohen. Geradezu lächerlich ist, wenn sich der „Standard“ stolz in die Brust wirft und behauptet, daß ohne Englands „Freundschaft“ für Deutschland die Reichslande wieder in die Hände der Franzosen fallen könnten. John Bull, so bemerkt dazu die „Köln. Ztg.“ treffend, kann sicher sein, daß Drohungen, welche auf einer unglaublichen Verkennung der politischen Lage beruhen, den deutschen Michel weder aus seiner Gemüthsruhe zu

bringen, noch von der Vertheidigung seiner Rechte abzuschrecken vermögen.

Tagesgeschichte.

— Deutschland. Die diesjährigen Kaisermandöver in Rheinland und Westfalen sind um einige Tage verschoben worden, wie es heißt, weil in der so gewonnenen Zeit die Dreilaiserzusammenkunft stattfinden soll.

— In Barzin soll zwischen Bismarck und Kalnoky, wie die „Nat. Ztg.“ mit Bestimmtheit erfährt, auch über die Frage der Abwehungs-Maßregeln gegen anarchistische Gefahren verhandelt worden und ein Einvernehmen erzielt worden sein, welches den Anschluß der übrigen Staaten erwarten lasse, zumal der Beitritt Rußlands gesichert wäre. Einen wesentlichen Punkt der Verhandlungen betraf die Frage der Auszahlung der Entschädigung deutscher und österreichischer Staatsangehöriger für Verluste bei den Unruhen in Alexandrien. Deutschland und Oesterreich werden in Bezug darauf bestimmte Forderungen stellen.

— Die in Coblenz wegen Spionage verhafteten französischen Offiziere sind wieder auf freien Fuß gesetzt worden — wahrscheinlich gegen Kaution.

— In Siebenbürgen wird es in diesen Tagen hoch hergehen. Die Deutschen in Siebenbürgen feiern die siebenhundertste Jahreswende ihrer Ansiedelung im sogenannten „Sachsenlande“. Der „Bester Lloyd“ ironisirt sehr überflüssiger Weise „den erwarnten deutschen Bruderstamm in der Ostmark“ und warnt die Siebenbürger davor, sich als Schmerzenskinder der deutschen Nation aufzuspielen. Der „Bester Lloyd“ erklärt das Fest für ein ungarisches Fest und fordert die Landesgenossen deutscher Zunge auf, sich das gegenwärtig zu halten. Trotzdem werden die siebenbürger Deutschen ihr Fest als ein deutsches Fest begehen und sich durch keinerlei Drohungen abschrecken lassen, zumal sie sich bewußt sind, niemals die Pflichten gegen Kaiser und Reich verlegt zu haben.

— England. Die englische Rechtspflege hat bekanntlich die Einrichtung der „Kronzeugen“, das heißt, sie kann denjenigen Verbrechern Straffreiheit angedeihen lassen, welche ihre eigenen Mithuldigen verrathen und durch Zeugniß vor die Schranken liefern. Diese Kronzeugen kommen dadurch nicht nur vom Galgen und Gefängniß frei, sie erhalten unter Umständen auch noch bares Geld als Verrätherlohn. Ein Fall, der auf dieses ganze elsthafte Angeberwesen ein eigenthümliches Licht wirft, erregt augenblicklich in Irland großes Aufsehen. Am Donnerstag erschien ein Mann, Namens Thomas Casey, der etwa vor zwei Jahren als Kronzeuge in dem Maamtrasna-Mordprozeß fungirte, wo es sich um die Ermordung von fünf Mitgliedern der Familie Joyce handelte, wegen deren Mordes und Patrick Joyce und Patrick Casey gehängt und vier andere Personen zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden waren, vor dem Erzbischof von Tuam und der ganzen versammelten Gemeinde in der Kirche zu Partry und erklärte, daß er durch den Kronanwalt Bolton zur Ablegung eines falschen Zeugnisses verleitet worden wäre, da er sonst selbst gehängt worden sein würde. Casey hat diese Aussage seitdem vor Gericht wiederholt und ein zweiter Kronzeuge, Namens Philbin, der unter gleichen Umständen den Angeber gespielt hatte, machte eine ähnliche Aussage. Der Staatsanwalt Bolton erklärt die Aussage der beiden Angeber für unwahr, und da Bolton von den irischen Nationalisten augenblicklich arg verfolgt wird, so ist es übrigens nicht ganz unwahrscheinlich, daß das Ganze auf eine Intrigue gegen den mißliebigen Staatsanwalt hinausläuft, der erst neulich in einer Entschädigungsklage gegen das Parlamentsmitglied O'Brien 3000 Pfd. Sterl. Schadenersatz zuerkannt erhielt. Die Untersuchung ist im Gange.

— Rußland. In Kasan, Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements am Uralgebirge, haben

Nihilisten eine Pulverfabrik und vier Staatsgebäude in die Luft gesprengt, wobei über 100 Menschen ihren Tod fanden.

Locale und sächsische Nachrichten.

— Eibenstock. Am 19. August feierte die hiesige Schneiderinnung in einfacher, schlichter Weise wieder ein besonderes, seltenes Fest, und zwar: das 50jährige Meisterjubiläum des Herrn Fürchtegott Gläß. Am Vormittag gedachten Tages verfügte sich der Obermeister genannter Innung mit einer Deputation in die Wohnung des Jubilars, um ihm die besten Glückwünsche seitens der Innung darzubringen. Auf besondere Einladung des Jubilars fand sich Nachmittags die gesammte Innung in der Wohnung desselben ein, um in heiterster Stimmung bei einem Imbiß das seltene Fest zu feiern. Der Gesangsverein „Orpheus“ hier, dessen ältestes Mitglied der Jubilar ist, beehrte denselben mit einem Abendgesang, und trug dies wesentlich zur Erhebung der festlichen Stimmung bei. Man muß Zeuge gewesen sein, wie Herr Gläß, welcher sich der allgemeinen Achtung zu erfreuen, und den guten Ruf als geschicktester Damenschneider bis heute sich bewahrt hat, in geistiger Frische unter seinen Mitmeistern sich bewegte. — In dieser Innung scheint überhaupt ein hohes Alter an der Tagesordnung zu sein, denn an der Seite des Herrn Jubilars befand sich Herr August Meyer, welcher in diesen Tagen seinen 80. Geburtstag gefeiert hat und Herr Adolf Müller, welcher fast eben so alt ist, und noch viele Meister, welche hohe Siebziger sind und die alle recht munter und fidel waren. Wohl selten wird es einer Innung vergönnt sein, in einem Jahre 6 Meisterjubiläen feiern zu können, wie dies die Schneider-Innung zu Eibenstock gethan, und welchen in ganz kurzer Zeit sogar noch eines dergleichen folgen wird. — Zu bemerken ist noch, daß die guterhaltene Innungsliste die Jahreszahl 1554 trägt und sich aus diesem Jahre auch die ersten Innungsartikel datiren. Vor 50 Jahren zählte die Innung 50 Meister, während jetzt nur noch 30 Meister vorhanden sind, was von dem Verfall der Innungen herrührt, denn die Zahl der das Schneiderhandwerk selbstständig Betreibenden ist heute ja auch nicht viel geringer, als vor 50 Jahren.

— Eibenstock. Die Sächsische Staatseisenbahnverwaltung wird außer dem bereits von uns erwähnten am nächsten Sonntag, den 24. d. von Chemnitz aus stattfindenden Extrazug am Sonntag, den 31. August v. J. nochmals einen Personenzug zu ermäßigten Preisen von Verdau und Zwickau nach Aue, Eibenstock und Schönheide verkehren lassen. Der Extrazug soll früh 7 Uhr 16 Min. von Verdau, früh 7 Uhr 45 Min. von Zwickau abgehen und Vormittags 8 Uhr 50 Min. in Aue, 9 Uhr 55 Min. in Eibenstock, 10 Uhr 5 Min. in Schönheide eintreffen. Die Rückfahrt erfolgt mit den gewöhnlichen Personenzügen. Zum Anschlusse an diesen Extrazug werden in Leipzig, Baierscher Bahnhof, Altenburg, Gohndorf, Grimmitzschau, Meerane und Glauchau zu dem früh 4 Uhr 50 Min. vom Baierschen Bahnhofe in Leipzig, und 6 Uhr früh von Meerane abfahrenden Personenzügen Tourbillets nach Verdau, sowie zu dem 5 Uhr 53 Min. früh von Glauchau abgehenden Personenzuge Tourbillets nach Zwickau und gleichzeitig Extrazugbillets nach Aue und Eibenstock-Schönheide verausgabt. Diese Anschlußtourbillets und Extrazugbillets haben zur Rückfahrt mit allen Personenzügen eine dreitägige Gültigkeit. Die Extrazugbillets kosten für Hin- und Rückfahrt von Verdau oder Zwickau aus: nach Aue (zur Rückfahrt auch ab Schneeberg giltig) 1 M. 50 Pf. in 2. Classe, 1 M. in 3. Classe, nach Eibenstock-Schönheide (zur Rückfahrt auch ab Schneeberg oder Schwarzenberg giltig) in 2. Classe 2 M. 50 Pf., in 3. Classe 1 M. 70 Pf. Die in Verdau oder Zwickau geldesten Billets nach Aue haben nur eine eintägige, die nach Eibenstock-Schönheide zweitägige Gültigkeit, während die mit einem Anschlußtourbillet geldesten Extrazugbillets, wie bereits erwähnt, dreitägige Gültigkeit zur Rückfahrt besitzen.

vier.

3.,

terer Elle-
Tangel-
ald, Ger-
2, 43-45

4,5 Meter
nge,

r. Länge,

r. Länge,

M. Länge,

M. Länge,

und

ingungen

den mit-

uers-

N.

währt.

Brust-

ausser-

ben u.

fer in

s be-

elste

s. u.

anzähl-

aus-

unter

ei E.

heide

ppzig

ke,

Zur gefälligen Beachtung.

Zufolge Ablebens meines früheren Compagnon, des Herrn Ernst Ungethüm, habe ich mich separirt und betreibe von heute ab das

Expeditions-Geschäft

selbstständig. Ich mache dies hierdurch unter der Zusicherung pünktlicher und solider Bedienung bekannt und bitte, das dem früheren gemeinschaftlichen Unternehmen geschenkte Vertrauen auch auf mich übertragen und durch zahlreiche Aufträge mich unterstützen zu wollen.

Eibenstock, am 21. August 1884.

Hochachtungsvoll

Karl Rossner,
Expediteur.

Успішно виконано всі запитання і відповіди на них

G. A. Bischoffberger's Möbel-Magazin, Eibenstock,

empfehlte seine reiche Auswahl in Tischlermöbel, gemalt und ächt Fußbaum, sowie Polstermöbel in allen vorkommenden Artikeln. Spiegel, Gardinen-Simse, Rosetten, Reisekoffer, Kleiderständer, Notenständer, Stühle in den verschied. Façons zu **Fabrikpreisen.**

Sopha's, Matrasen zu den längst bekannten billigen Preisen und der allersolidesten Arbeit.

Möbelmagazin Eibenstock. G. A. Bischoffberger.

Wieder-Verkäufer erhalten Rabatt.

Solide tüchtige Agenten
werden unter günstigen Bedingungen angestellt zum Verkauf staatlich erlaubter Prämienloose, gewinnreichste, leicht verkäufliche Specialitäten.
Offerten an Bauhaus Engel & Co., Köln a. Rh.

Künstliche Zähne
werden in einem Zeitraum von 6 Stunden angefertigt, Preis pro Zahn 3 bis 6 Mark. Auch werden alte und schlecht passende Gebisse in demselben Zeitraum umgearbeitet. Vollständige Garantie sichert im Voraus zu
Paul Winter,
Zahntechniker in Markneukirchen.

(No. 1660.)
Directe Post-Dampfschiffahrt Hamburg-Amerika
Nach New-York jeden **Wittwoch u. Sonntag** mit Deutschen Dampfschiffen der **Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft**
August Bolten, Hamburg.
Kaufstift u. Ueberfahrts-Berträge bei:
Heinrich Wolf
in Auerbach.

Bei Zahnschmerz u. Mundgeruch unübertroffen
Dr. Hartung's Zahnwasser,
à Fl. 60 Pf. b. G. A. Nötzi, Eibenstock.
Altest: „Best. Dank f. vortr. Wirkung Ihres Zahnw.“ J. Selbermann, Hälfern.

5 Mk. Belohnung
Demjenigen, der mir die Diebe, welche auf meinem Felde Kartoffeln gestohlen, so nachweist, daß ich selbige gerichtlich bestrafen lassen kann. Bemerkte noch, daß von jetzt an Fußangeln gelegt sind.
Hermann Tamn.

Gesellschaft „Homilia“.
Zu dem morgen Sonntag, d. Nachm. 1/2 3 Uhr an im „Feldschlößchen“ stattfindenden **Damen-Vogelschießen,** verbunden mit **Concert,** und dem von Abends 8 Uhr an darauffolgenden **BALL** ladet geehrte Damen und Herren freundlichst ein
Der Vorstand.
NB. Heute Abend 1/2 9 Uhr: **Haupt-Versammlung.**

Die Erzeugnisse der **Königl. Sächsischen, Königl. Preussisch. und Kais. Oesterr. Hof-Chocolade-Fabrikanten:**
Gebrüder Stollwerck in Cöln,
Filialen in Frankfurt a. M., Breslau u. Wien, verdanken ihren Weltruf der gewissenhaften Verwendung von nur besten Rohmaterialien und deren sorgfältigster Bearbeitung. Die Orig.- 1/4- u. 1/2-Pfund-Packungen sind mit Preisen u. Garantie-Marke (Rein Cacao und Zucker) versehen.
Die Fabrik ist brevetirte Lieferantin:
I. I. M. M. des Kaisers Wilhelm, der Kaiserin Augusta, Sr. K. u. K. Hoheit des Kronprinzen, Sr. Kaiserl. u. Königl. apostol. Majestät Franz Joseph, sowie der Höfe von England, Italien, der Türkei, Bayern, Sachsen, Holland, Belgien, Baden, Sachsen-Weimar, Mecklenburg, Rumänien und Schwarzburg.
21 goldene, silberne und bronzene Medaillen.
Stollwerck'sche Chocoladen und Cacao's sind in allen Städten Deutschlands zu haben, sowie an den Haupt-Bahnhof-Buffets, durch Dépôt-Schilder kenntlich.
In Eibenstock bei **Ludw. Siegel** und bei **Theod. Schubarth**, in Johannegeorgenstadt bei **G. F. Herberger & Sohn** und bei **G. E. Troll**, in Schönheide bei **Oswald Rödger.**

Geschäftsaufgabe halber verkaufe ich meine sämtlichen **Schuhwaaren** zu dem Selbstkostenpreis.
G. F. Rau.
Eine ziemlich neue **Brüdenwaage** mit Gewichten und ein gutes **Schaufenster** verkauft billig D. D.
Zwei tüchtige Sticker für **Seide** auf 1/2 8 Ellen sucht **Friedrich Foerster.**

Bekanntmachung.

Hierdurch mache ich meinen werthen Kunden die ergebene Anzeige, daß ich das zeither unter der Firma **Ungethüm & Rossner** betriebene **Expeditions-Geschäft** auf meine eigene Rechnung übernommen habe. Indem ich bitte, das uns bisher geschenkte Vertrauen auch auf mich gütigst übertragen zu wollen, versichere ich die pünktlichste und billigste Bedienung und zeichne

Eibenstock, den 22. August 1884.

Hochachtungsvoll

Emilie verw. Ungethüm,
pr. Paul Ungethüm.

Colditz'sche Tischlerei,
Eibenstock,
empfiehlt ihrer verehrten Kundschaft ganz vorzüglichste und gut trodene **Parquetten** zu billigsten Preisen.

HEINRICH LANZ, MANNHEIM.
Specialfabrik für **Dresch-Maschinen** für Hand-Göpel- und Dampftrieb. **Göpel** für 1 bis 4 Pferde. **Locomöbilen** von 1 1/2 bis 10 Pferdekraften. **Futterschneidmaschinen** verschiedenste Arten, worunter neueste Patent-Maschine.
Illustrirte Cataloge auf Anfrage gratis und franco.

Argosy-Hosenträger,
elastisch, ohne Gummi zu enthalten, mit denen es unmöglich ist, einen Knopf abzureißen, empfiehlt zu Fabrikpreisen
G. A. Nötzi.

Im Grabe ist Ruh,
Auf Erden ist Schmerz,
Dum jagst Du gen Himmel,
Du edles Herz.
Für die rege Theilnahme bei der Beerdigung unserer lieben Gattin, Mutter, Großmutter u. Schwester, der Frau **Wilhelmine Reichner** geb. Seidel sagen wir allen Theilhabenden, sowie Hrn. Dr. Froelich für die aufopfernde Behandlung während der Krankheit und Hrn. Pastor Böttich für die bewegten Worte am Grabe der lieben Verstorbene den innigsten Dank.
Eibenstock und Hamburg, den 22. August 1884.
Die trauernden Hinterbliebenen.

Copir-Tinte
in Flaschen verschiedenster Größe empfiehlt **E. Hannebohn.**

Goldmann's KAISER-ZAHNWASSER
à Flacon 60 u. 100 Pf., stillt jeden Zahnschmerz sofort und dauernd, beseitigt allen üblen Mundgeruch, verhindert das Schadhastwerden der Zähne und wird bei öfterem Gebrauche für schöne weiße u. gesunde Zähne garantirt.
S. Goldmann & Co.,
Dresden.
In Eibenstock b. G. Emil Tittel, in Johannegeorgenst. b. E. Leonhardt.

Gute Speisefartoffeln sind zu haben bei **Louis Schönfelder** am Brühl.

Turn-Verein.
Morgen Sonntag, Nachm. punkt 3 Uhr: **Turnstunde.**

Handwerker-Verein.
Nächsten Montag: **Vereinsabend.** Vortrag: Die Handwerker müssen ihre Standesinteressen eifriger und besonders einmüthiger wahren wie bisher.

Stammtisch zum Kreuz.
Montag Abend: **Versammlung.**

Dr. Spranger'sche Magentropfen
helfen sofort bei Magenkrampf, Migraine, Fieber, Kopfschmerz, Cholera, Brustkrampf, Sodbrennen etc. Bei belegter Zunge den Appetit sofort wieder herstellend. Bewirken schnell und schmerzlos offenen Leib, gegen Hämorrhoiden ausgezeichnet. Preis à Fl. 60 Pf. Zu haben in der **Apothek** in Johannegeorgenstadt.

Österreichische Banknoten 1 Mark 67,00 Pf.

Druck und Verlag von E. Hannebohn in Eibenstock.

Hierzu eine Beilage.

Beilage zu Nr. 100 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstock, den 23. August 1884.

Pique-Dame.

Roman von J. de Boisgobey, den Memoiren eines französischen Geheimpolitikers nach erzählt von A. Werner.

(Fortsetzung.)

„Gerichtsbienner, legen Sie der Jury dieses Couvert zur Beurtheilung vor. Hier ist zugleich ein Brief des Angeklagten, um die Handschrift vergleichen zu können.“

Während diese Papiere circulirten, unterhielten sich die Zuhörer mit einander. Im Allgemeinen war die Stimmung gegen den Angeklagten, den man für einen verstockten Verbrecher hielt.

„Die Herren Richter und Geschworenen haben die Richtigkeit der beiden Schriftstücke verglichen und sie als von einer Hand geschrieben constatirt.“ nahm der Präsident von Neuem das Wort. „Angeklagter, räumen Sie ein, diesen Brief geschrieben zu haben?“

„Ja, ich erkenne ihn als den meinigen an, wie aber —“

„Sie wollen Ihre Einwendungen bis nach Verlesung des Briefes verschieben.“ fiel der Präsident ihm in die Rede. „Ich bitte die Herren Richter, aufmerksam zuzuhören, denn die Schwerkraft des gegenwärtigen Processes beruht auf diesem Briefe.“

Und der Präsident begann zu lesen:

„Meine theuere Mary!“
„Der Brief, meine Herren, ist Französisch geschrieben, aber der Name Marie trägt die englische Orthographie. — Mary. Dieser Name ist der der Pique-Dame, an welche der Angeklagte folgende Worte gerichtet hat:

„Meine theuere Mary!
Ich liebe Dich von ganzer Seele. Ich werde es Dir beweisen, und ich schwöre Dir, daß ich Dich ewig lieben werde. Weshalb folterst Du mein Herz täglich, ja stündlich? Weshalb weigerst Du Dich, mit mir zu entfliehen? Woju die ewigen monotonen Wiederholungen, daß Du nicht frei seiest, daß Du Pflichten zu erfüllen hättest. Was sind Pflichten, wenn man liebt? Auch ich habe Pflichten, und ich vergesse sie um Deinetwillen. Glaubst Du, daß mein Vater es billigen würde, wenn er wüßte, daß ich entschlossen bin, Dir mein Leben zu weihen?
Ist denn dieser Mann, welcher Dein Leben freudlos gestaltet, dieser Mann, den Du fürchtest und den ich hasse, es werth, daß Du zögerst, mir anzugehören?
Ich bin am Ende meiner Geduld und meines Muthes. Habe Mitleid mit mir. Willige darein, mit mir zu entfliehen. Der Zustand, in den Du mich seit mehreren Monaten versetzt hast, ist unerträglich. Setze meinen Leiden ein Ziel: ich flehe Dich im Namen unserer Liebe darum an.

Wenn Du meine Bitten nicht erhörst, Mary, wenn Du Dich ferner weigern solltest, Dich der Tyrannei dieses Elenden zu entziehen, dann treibst Du mich dazu, ein Verbrechen zu begehen. Deine Antwort, auf die ich mit ängstlicher Spannung harre, wird mein Schicksal entscheiden.
Eher hundertmal sterben, als Dir zu entsagen.“

„Dieser Brief ist unterzeichnet: Louis.“ erläuterte der Präsident, nachdem er ihn langsam und bei einigen Phrasen mit besonderer Betonung verlesen hatte. „Angeklagter, was haben Sie hierauf zu erwidern?“

„Dieser Brief ist allerdings von mir.“ antwortete Louis Lebrun, „aber ich habe ihn vor mehreren Jahren geschrieben.“

„An wen?“ fragte der Präsident.
„An eine Dame, welche ich einst liebte.“
„Nennen Sie sie.“
„Das kann ich nicht.“
„Aus welcher Ursache nicht?“
„Weil ich sie dadurch compromittiren würde.“

Auf diese Antwort vernahm man aus dem Zuschauertraume Ausrufe des Erstaunens, das auf den meisten Gesichtern durch ein ungläubiges Lächeln verstärkt wurde. Der Gerichtsbienner erhielt Auftrag, dem Publikum Schweigen zu gebieten, und als die nöthige Stille wieder eingetreten war, begann der Präsident den Angeklagten mit erregter, scharfer Stimme anzureden:

„Sie wiegen sich, scheint mir, in der Hoffnung, die Jury werde Ihre Erklärung über den Brief, welchen ich soeben verlesen habe, für genügend ansehen. Dieser Brief bezieht sich buchstäblich auf den Doppelmord in der Straße l'Alouette; er kündigt ihn an, ja, ich möchte sagen, er beschreibt ihn. Mary ist die Unglückselige, die Sie ermordet haben. Der Mann ist Herran, den Sie ebenfalls getödtet haben, weil Sie in ihm einen Nebenbuhler haßten und weil Sie ihn bei Ihrer Geliebten überraschten. Mary war im Begriff, ihre Flucht in's Werk zu setzen. Ihre Koffer waren gepackt, ihre Kammerjose war bereits abgereist. Aber sie hatte sich entschlossen, nach England zurückzukehren, um sich Ihrer Zubringlichkeit zu entziehen. Sie hatte ihre Befürchtungen ihrem

Beschützer anvertraut, ihm ihre bevorstehende Abreise mitgetheilt, und er war erschienen, um den letzten Abend in Mary's Gesellschaft zu verleben. Man hat in seiner Tasche ein Billet gefunden, worin sie ihm schreibt, daß sie ihn um zehn Uhr erwarte. Von Eifersucht gequält, sind Sie dort eingetroffen. Herr Fernan soupirt mit Mary; es entspann sich ein Wortwechsel, der mit einem Mord endete. Dann haben Sie, von Zorn und Rache durchdrungen, die unglückliche Dame überfallen. Diese Karte, die Pique-Dame, war eine Erinnerung an frühere Treueschwüre. Sie haben sie vom Tische des Vouboirs genommen und ihr gezeigt, wobei Sie sie wahrscheinlich des Verraths beschuldigt haben werden. Mary wird Ihnen heftig geantwortet haben. Sie haben in Ihrer Raserei die Karte und ihr Herz durchbohrt. So lassen sich die beiden Ermordungen erklären.“

Louis Lebrun war sehr bleich, aber er sentte sein Haupt nicht und seine Stimme zitterte nicht, als er sagte:

„Ich schwöre es vor Gott dem Allmächtigen, daß ich Mary Fassit nicht getödtet habe?“

Diese Antwort rief ein unheimliches Schweigen hervor. Das Publikum lauschte gespannt, da das Verdict der Jury vorauszusehen war. Der Angeklagte war bereits verurtheilt.

Der Präsident erhob sich und sagte mit lauter Stimme:

„Herr Lebrun, haben Sie der Beteuerung Ihrer Unschuld nichts weiter hinzuzufügen?“

„Nichts, Herr Präsident.“

„Dann können Sie sich setzen. Wir werden jetzt die Zeugen vernehmen.“

Nachdem die citirten Zeugen (der Angeklagte hatte nur einen einzigen Entlastungszeugen vorgeschlagen, — den Taubstummen, und dieser war bekanntlich nicht aufzufinden gewesen) ihre Aussagen gemacht hatten, rief man zum Schluß das Fräulein Gabriele Romont vor die Schranken des Gerichts. Ihre Mutter hatte wegen Krankheit der gerichtlichen Citation nicht Folge leisten können und Gabriele sah sich somit gezwungen, diesen schweren Schritt allein zu thun. Man würde wahrscheinlich auf ihr Erscheinen im Gerichtssaal Verzicht geleistet haben, wenn man nicht bestimmt hätte, ihre Anwesenheit werde den Angeklagten bestimmen, sein System zu ändern.

Gabriele war in ein schwarzseidenes Kleid gehüllt, als wenn sie schon um ihren Verlebten trauerte, und ihr Antlitz bedeckte ein dichter Schleier. Ihr Eintritt erregte Sensation. Es richteten sich alle Augen auf sie, ausgenommen die des Angeklagten, welcher sich vornüber beugte, um einige Worte mit seinem Verteidiger auszutauschen. Vielleicht schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß Gabriele ihn nicht sehen und man nicht so grausam sein werde, ihn zu zwingen, seine Braut anzureden. Er täuschte sich. Der Präsident erwies ihr die größte Aufmerksamkeit, ließ ihr einen Stuhl bringen und ersuchte sie mit ausgesuchter Artigkeit, ihr Gesicht zu enthüllen.

„Fräulein,“ begann er, „ich bitte Sie, uns zu sagen, wann Herr Lebrun am 13. Januar Abends den Salon Ihrer Frau Mutter verlassen hat?“

„Um halb zehn Uhr, glaube ich,“ erwiderte das junge Mädchen mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Und wann am folgenden Abend?“

„Um zehn Uhr.“

„Sie haben die Wahrheit ausgesagt, Fräulein, und der Gerichtshof spricht Ihnen seinen Dank aus, denn er würdigt die traurige Lage, in der Sie sich befinden. Aber er erwartet noch mehr von Ihnen, indem er hofft, daß Sie der Jury über die Denkart des Herrn Lebrun Aufschlüsse ertheilen werden.“

Gabriele erblaßte und antwortete nicht.

„Ich werde mich deutlicher ausdrücken,“ fuhr der Präsident fort. „Wir haben eine Persönlichkeit vor uns, deren Leben bisher tabellös gewesen. Glauben Sie mir, es ist Niemand hier, der sich nicht freuen würde, wenn der Betreffende sich zu rechtfertigen vermöchte. Und er weigert sich, es zu thun. Er beschränkt sich darauf, zu leugnen. Ist das nicht auffällig? Wenn er sich entschließen könnte, die Wahrheit einzugestehen, würde er ohne Zweifel weit weniger schuldig erscheinen; beharrt er aber im Leugnen, so ist es unmöglich, zu glauben, daß er irgend einen Umstand anzugeben vermöchte, welcher Wüthungsgründe verdient.“

„Ich bin überzeugt, daß er niemals gelogen hat,“ murmelte das unglückliche Mädchen.

„Könnte doch das Gericht Ihre Ansicht theilen, mein Fräulein! Jetzt ersuche ich Sie, eine letzte Frage zu beantworten und sich über den Zweck derselben nicht zu täuschen. Glauben Sie, daß Herr Lebrun Sie je aufrichtig geliebt hat?“

„Ich glaube es,“ sagte Gabriele mit ersticker Stimme.

„Sie haben es vernommen,“ antwortete der Präsident, sich zu dem Angeklagten wendend, „werden Sie sich jetzt noch weigern, eine Rechtfertigung zu versuchen, die Ihnen die Antwort Ihrer Braut so sehr erleichtert?“

Auf diese Worte erhob sich der Angeredete und es schien, als wenn er den Mund zum Sprechen öffnen wollte, aber er sank gleich darauf wieder zurück und blieb stumm.

„Begreifen Sie denn nicht,“ rief der Präsident aus, „daß Sie sich durch Ihr beharrliches Schweigen selbst verurtheilen? Haben Sie denn kein Mitleid mit einer edlen jungen Dame, welche noch immer an Sie glaubt und an Ihrer aufrichtigen Liebe nicht im Mindesten zweifelt?“

Es entstand jetzt eine feierliche Stille. Die Richter und Zuhörer wagten kaum zu athmen.

„Geben Sie einer edlen Regung nach, Herr Lebrun,“ ermahnte der Präsident; „gestehen Sie, daß Sie Mary Fassit früher gelannt haben, daß ein unglückseliges Verhängniß Sie in den Pavillon der Straße l'Alouette geführt hat und daß Sie in der Aufregung, keineswegs vorsätzlich, den Doppelmord begangen haben. Die Jury wird alsdann mildere Umstände walden lassen können, was ihr jetzt nicht freisteht. Sprechen Sie! Es ist Ihre Braut, die Sie durch mich darum bittet, die Wahrheit zu sagen.“

Noch einmal öffnete der Angeklagte den Mund, wie um ein Geständniß abzulegen; seine Blicke begegneten indeß in diesem Moment den weinenden Augen seiner Braut, und gegen die Lehne der Anklagebank zurücksinkend, stammelte er:

„Nein, nein, ich kann es nicht, es ist zu hart, zu hart!“

Gabriele wandelte bei diesen Worten eine Ohnmacht an. Ein Gerichtsbienner fing sie in seinen Armen auf und führte sie, auf einen Wink des Präsidenten, in ein Nebengewach.

„Die Acten sind hiermit geschlossen!“ sagte der Präsident mit dumpfer Stimme. „Der Verteidiger des Angeklagten hat das Wort.“

Louis' Verteidiger plaidirte mit vielem Geschick. Er tabelte, daß die Verhandlung stattgefunden habe, bevor der Taubstumme, dessen Zeugniß sein Client so dringend begehrt habe, aufgefunden sei, er schilderte die Darstellung des Präsidenten, die beiden Ermordungen zu erklären, als einen geschickt entworfenen Sensationroman und verwarf den Beweis der modellirten Fußspuren im Schnee als ungültig. Hinsichtlich der ermordeten Mary Fassit stellte er der Jury anheim, zu erwägen, ob Herr Lebrun, wenn er sie wirklich ermordet hätte, wohl am folgenden Abend wiedergekommen wäre, um sie bei ihrem Vornamen Mary zu rufen? Konnte er denn von seinem erdolchten Opfer eine Antwort erwarten? Der verlesene Brief gehöre einer älteren Zeit an und sei auch unter sehr gravirenden Umständen in Händen des Gerichts gelangt. Er halte seinen Klienten für völlig unschuldig und müsse die Richter warnen, auf zufälliges Zusammentreffen und bloße Vermuthungen hin ein voreiliges Urtheil zu fällen.

Der Staatsanwalt widerlegte die Verteidigungsrede, worauf die Richter mit den Geschworenen sich zur Berathung zurückzogen. Als sie wieder in den Gerichtssaal traten, verlas der Präsident das Verdict, welches den Angeklagten Louis Lebrun zum Tode verurtheilte.

Der junge Mann lächelte schmerzlich und sagte leise:

„Ich unterwerfe mich dem Spruche der Geschworenen.“

„Sie haben drei Tage Bedenkzeit zu Ihrer Verfügung, ehe Sie ein Cassationsgesuch einreichen,“ bemerkte der Präsident, welcher tief bewegt schien.

Herr Lebrun ward hinausgeführt. Die Menge verließ schweigend den Saal. Der Rabob und sein Diener waren die Ersten, welche sich entfernten. Der Indier hatte ohne Zweifel den Eindruck mitgenommen, daß ein europäischer Gerichtshof der Justiz seines Landes weit überlegen sei.

Als Louis Lebrun durch den dunklen Flur ging, raunte ihm einer seiner Wächter in's Ohr:

„Ihr Vater bittet Sie, noch diesen Abend ein Gnabengesuch einzureichen.“

In demselben Moment ward Gabriele Romont ein Billet in die Hand gesteckt, welches die Worte enthielt:

„Verzweifeln Sie nicht. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß mein Sohn unschuldig ist und daß ich ihn retten werde.“

Das Billet war unterzeichnet: „Lebrun“.

21. Kapitel.

Der indische Rabob.

Seit langer Zeit war das Haus des alten Herrn Lebrun auf dem Quai Conti wie verödet. Die Fen-

ster der hübschen Wohnung öffneten sich nicht, wie früher, bei den ersten Strahlen der Morgensonne. Das freundliche Lächeln des Greises vermischte die Ladinhaberinnen am Quai, seine Almosen die Armen, seine Prosamen die Vögel. In der reizenden Villa zu Boulogne, welche für Glücklich erbaute war, weinte man Tag und Nacht. Nach der Verurteilung des Herrn Louis Lebrun hatte Madame Romont beschlossen, Frankreich zu verlassen und jene Stadt zu meiden, wo der Bräutigam ihrer geliebten Tochter seine letzten Stunden in einer dumpfen Gefängniszelle zubrachte, aber Gabriele hatte sie inständig gebeten, zu bleiben. Sie glaubte unerschütterlich an die Unschuld ihres Verlobten und hoffte noch immer, denn sie wusste, daß sein Vater nicht darauf verzichtet habe, den Unglücklichen zu retten, welchen die ganze Welt verlassen hatte. Sie hatte Vertrauen zu dem Greise, den sie in den Tagen des Glücks so heiter und vergnügt gesehen, und der angesichts der Katastrophe sich so gefaßt bezeugt hatte. Sie wollte ihn unterstützen, ihm neuen Muth einflößen, ihm sagen, daß ihr Herz sich nicht geändert, ihre Liebe sich nicht vermindert habe, und daß, wenn ihr Bräutigam wirklich sterben müßte, sie niemals die Gattin eines Andern werden würde. Aber Herr Lebrun war verschwunden und er hatte seit dem unseligen Tage, an welchem das Todesurtheil gegen seinen Sohn gefällt worden war, kein Lebenszeichen von sich gegeben. Sie vermuthete, daß er im Stillen thätig war, aber sie wußte nicht einmal, ob er sich noch in Paris aufhielt. Die Zeitungen hatten berichtet, daß das Gnaden-gesuch des Verurtheilten verworfen worden sei und daß er sich neuerdings um Kassation an den obersten Gerichtshof gewandt habe, wodurch ihm noch eine kurze Lebensfrist in Aussicht stand. Und das arme Mädchen zählte die Tage; jede Stunde, welche verlief, brachte Louis dem furchtbaren Moment näher, wo er zum Tode geführt werden konnte. Würde der Retter zur rechten Zeit kommen?

Man war in der Wohnung des Herrn Tollart weniger tröstlich. Derselbe hatte alle Ursache, sich zu freuen, und seine Umgebung nahm an seiner guten Laune Theil. Seine Haushälterin beschäftigte sich mit eleganten Kostümen, sein Kammerdiener hatte einen neuen Anzug bekommen und seine Zimmer gewonnen einen festlichen Anstrich.

Der Unstern des alten Lebrun war ihm zum Glückstern geworden, und er hoffte im Stillen, daß der Polizeidirector ihn zu dessen Nachfolger erwählen würde.

Die „Pique-Dame“ hatte ihn in den Augen seiner Vorgesetzten in das glänzendste Licht gestellt. Allerdings hatte Herr Tollart, der sich seiner Zeit verpflichtet, den Mörder innerhalb eines Monats dem Gericht zu überliefern, die Entdeckung desselben nicht bewerkstelligt, vielmehr gehörte die Ehre dem Polizisten Vergon. Letzterer hatte sich aber später derart verdächtig gemacht, daß von ihm nicht mehr die Rede sein konnte, ja, er ward sogar, weil er sich nicht als Zeuge vor Gericht gestellt, stechbrieflich verfolgt. Der Polizeidirector schrieb den ganzen Erfolg Tollart zu, welcher sich der Sache mit ungewöhnlicher Umsicht und Energie gewidmet hatte. Man verdankte ihm übrigens eine sehr wichtige Entdeckung.

Er hatte nämlich den Rath erteilt, einen öffentlichen Aufruf ergehen zu lassen, dahin lautend, daß jede Person, welche Documente aufzuweisen hätte, die das Geheimniß, welches die „Pique-Dame“ umgab, möglicherweise enthüllen könnten, aufgefordert sei, solche an das Untersuchungsgericht einzusenden. Diese Publication, welche in England seit vielen Jahren im Gebrauch, aber in Frankreich ungewöhnlich ist, hatte einen überraschenden Erfolg aufzuweisen, denn schon am nächsten Tage lieferte man im Justizgebäude den Brief ein, welchen Louis Lebrun an Mary Fassit geschrieben hatte, dessen Vorhandensein die Richter und die Geschworenen hauptsächlich von der Schuld des Angeklagten überzeugte. Kurz, der ausgezeichnete Geheimpolizist steuerte mit vollen Sedom Hafen des Glücks entgegen. Sein Name figurirte übrigens nicht ein einziges Mal in den Prozessakten und er war, da man ihn nicht als Zeugen citirte hatte, im Audienzsaal des Kriminalgerichts bei der Verurteilung des Herrn Louis Lebrun klüglichweise auch nicht zugegen gewesen. Seine zahlreichen Freunde hatten deshalb nicht aufgehört, ihn für einen vollkommenen Gentleman zu halten, dessen einzige Lebensaufgabe darin bestand, sich seines Daseins zu freuen.

Der Salon des Herrn Tollart vereinigte einen glänzenden Cirkel von Lebemännern, reichen Ausländern und Nobedamen.

Unter den letzteren machte sich namentlich eine reizende Erscheinung bemerkbar, die erst vor Kurzem nach Paris gekommen war und einen selbst für Paris ungewöhnlichen Luxus entfaltete. Ihre Diener und Dienerinnen waren auf das Glänzendste gekleidet, und ihre Empfangszimmer besuchten Herzöge und Grafen, die sich glücklich schätzten, ihre schöne Hand küssen zu dürfen.

Herr Tollart verkehrte daselbst sehr häufig, und als er eines Abends, kurz nach Louis Lebrun's Verurteilung, sich mit einer ausgewählten Gesellschaft

bei ihr eingefunden hatte, öffneten sich plötzlich die weiten Flügelthüren des Salons und ein reich galonirter Diener kündigte pomphaft an:

„Seine Hoheit, Schir Sahib, Nabob von Bahour.“ Dieser ausländische, unbekannt Mann erreichte Senfation unter den Eingeladenen der Frau Arabella Disney, so nannte sich die Fremde, welche die Chronik des high life wegen ihrer Eleganz und Schönheit mehr als jemals feierte.

Sämmtliche Blicke der Anwesenden richteten sich erwartungsvoll auf den vornehmen Herrn, den man auf eine so prunkvolle Weise ankündigte und die höchste Neugierde prägte sich in den Mienen der Anwesenden aus. Die Damen unterbrachen für einen Augenblick ihre Unterhaltung und das Hazardspiel ward ebenfalls unterbrochen, — allerdings nur für kurze Zeit. Hauptsächlich war es Tollart, welcher mit allen Zeichen der gespanntesten Erwartung auf dem Gesicht dem Eintreten des vornehmen Fremden entgegenfab.

Der Eingetretene war ein Mann von majestätischer Gestalt, dessen Kleidung nach indischer Sitte in Seide, Gold und Diamanten prangte. Sein Gewand, sein schneeweißer, langer Bart, sein gebräunter Teint und seine blühenden Augen sicherten dem Nabob sogleich das Wohlwollen und die Sympathie der eleganten Damen. Die Männer fanden, daß er eine vornehme Miene hätte und sich gewählt und ungezwungen zu benehmen verstände. Die Hausherrin empfing ihn mit ausgezeichnete Höflichkeit und dankte ihm für die Annahme ihrer Einladung, die sie an ihn gerichtet hätte, ohne daß sie die Ehre gehabt, ihn zu kennen.

Arabella Disney machte eine Specialität daraus, ausländischen, vornehmen Persönlichkeiten, die nach Paris kamen, um sich zu zerstreuen, ihr Haus zu öffnen. Sie stand mit sämmtlichen Hotelbesitzern in Verbindung und es gelangte kein asiatischer Prinz oder überseeischer Millionair nach Paris, an den sie nicht ein zierliches Billet absandte, sie mit seiner Gegenwart zu beehren. Kaum war sie daher unterrichtet worden, daß der unermesslich reiche Nabob von Bahour die französische Hauptstadt mit seinem Besuche beehrt habe, als sie sich beeilte, ihn einzuladen, und, als er ihre Einladung angenommen, ihre Freunde und Freundinnen zu benachrichtigen, daß Seine Hoheit am Donnerstag ihrem Empfangsabend beizuwohnen werde. Man hatte dem indischen Fürsten bereits im Gerichtssaale die höchste Beachtung geschenkt, und seine Gegenwart bewirkte daher eine solche Anziehungskraft, daß die weiten Räume, welche Arabella im Boulevard Hausmann bewohnte, kaum die herbeistromenden Gäste aufnehmen konnte.

Die vornehme Engländerin hatte sich erst vor vier Monaten auf den Champs-Élysées bei Jagdpartien und in den modernen Theatern gezeigt. Sie war direct aus London gekommen, und da sie prächtige Equipagen und glänzende Toiletten hatte, fand sich Niemand veranlaßt, nach ihrer Herkunft zu forschen. Es verbreitete sich übrigens sehr bald das Gerücht, daß sie sich wegen einer Scandalcene von ihrem Gemahl, einem reichen und hochangesehenen englischen Lord, momentan getrennt habe, und daß ihr Aufenthalt in Frankreich überhaupt nur von kurzer Dauer sein werde. Herr Tollart, welcher sie jenseits des Canals hatte kennen gelernt, ließ es sich ganz besonders angelegen sein, dieses Gerücht zu verbreiten, um der schönen Lady Disney die Thüren einer Welt zu öffnen, in welcher er sich bewegte. Er gehörte nicht zu den Letzten, die sich dem reichen Fremden näherten, welcher so eben eingetreten war und der Königin dieses liebenswürdigen Kreises seine Huldrigung darbrachte. Er rebete ihn in englischer Sprache an, da er dachte, daß diese Sprache jenem geläufiger sei, als die französische. Der Nabob antwortete zwar in dem nämlichen Dialect, aber mit einem Accent, welcher nicht englisch klang.

„Da ich der englischen Sprache nicht so mächtig bin, wie Sie, bitte ich Sie, künftig das französische Idiom zur Conversation erwählen zu wollen. Ich bin nicht in den Provinzen geboren, welche England in Ostindien besitzt, sondern in Pondichery, und ich habe mich aus Patriotismus nie dazu entschließen können, die englische Sprache perfect zu erlernen,“ sagte der Indier.

„Dieses patriotische Gefühl macht Ew. Hoheit Ehre,“ antwortete Herr Tollart, der überrascht schien.

„Und ich darf mich glücklich schätzen,“ äußerte Lady Arabella, „daß Ew. Hoheit mich nicht allzu streng beurtheilen, denn ich bin Engländerin mit Leib und Seele.“

„O,“ antwortete der Nabob heiter, „ich treibe meinen Patriotismus nicht so weit, die Schönen unseres Landes zu beleidigen, zumal wenn sie, wie Sie, Mylady, Königinnen der Schönheit sind.“

Dieses Kompliment, welches er ihr in's Gesicht sagte, ward sehr beifällig aufgenommen und es konnte überdies für aufrichtig gelten, weil Lady Disney noch sehr schön war, obgleich sie die Grenzen der ersten Jugend bereits überschritten hatte. Sie besaß hochblondes Haar, eine blendend weiße Haut, schwellende Lippen und blaue, glänzende Augen. Dieses herr-

liche Ensemble ward ein wenig durch ihre Physiognomie beeinträchtigt, die keinen freien Blick kennzeichnete. Arabella schenkte Denjenigen, welche mit ihr ein Gespräch anknüpften, ein bezauberndes Lächeln, sah aber Niemandem offen in's Gesicht.

Sie lächelte den Nabob an und bereitete gerade eine graziose Erwiderung vor, als man zwei Attachés der kaiserlich brasilianischen Gesandtschaft ankündigte. Diese transatlantischen Diplomaten zählten zu ihren intimsten Freunden, weshalb sie sich, um sie gebührend zu empfangen, eher von dem indischen Fürsten entfernen mußte, als sie es gewünscht hatte.

„Herr Tollart, den ich die Ehre habe, Ihnen vorzustellen, wird entzückt sein, sich Ihnen zur Verfügung zu stellen,“ sagte Arabella anmuthig und verneigte sich.

„Welch' eine hinreißende Frau!“ rief der Nabob aus. „Kennen Sie die Dame näher mein Herr?“

„Näher ist eben nicht das zutreffende Wort,“ antwortete Tollart artig. „Lady Disney ist sehr gastfrei und ihr Haus gestaltet sich zu einem der angenehmsten in Paris. Ich bin hier ein häufiger Gast, weil man sich unterhält, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß wir uns in diesen Räumen häufiger begegnen werden, da ich vermuthete, daß Sie eine Vergnügungsreise unternommen haben.“

„Meine Reise theilt sich in eine Vergnügungs- und eine Geschäftsreise,“ versetzte der Nabob. „Uebrigens liebe ich es sehr, die Sitten und Gebräuche der Länder, welche ich besuche, zu studiren. Obschon Bürger einer französischen Kolonie, habe ich Frankreich doch nie gesehen. Seitdem ich hier bin, interessirt mich Alles, von den gesellschaftlichen Formen an, welche ich heute Abend vertreten finde, bis zu der Art, wie man in Frankreich Gerechtigkeit übt. Mit wahrer Leidenschaft habe ich die Debatten des Prozesses gegen den Mörder der „Pique-Dame“ verfolgt. Aber sagen Sie mir, mein Herr, wie denken Sie über den jungen Mann? Halten Sie ihn des angeklagten Verbrechens schuldig?“

„Ich glaube es,“ entgegnete der Gefragte ausweichend.

„Mich dünkt, es waren einige dunkle Punkte in dem Prozesse, welche die Richter nicht aufgeklärt haben.“

„Was mich betrifft,“ erwiderte Tollart, „muß ich Ew. Hoheit gestehen, daß ich mich um den Prozeß wenig gekümmert habe. Jedoch entsinne ich mich, von einem Briefe gehört zu haben, den der Verurtheilte an die Ermordete gerichtet haben soll.“

„Und welcher ihn schwer compromittirt. Es ist wahr. Ich bitte Sie jedoch um Verzeihung, mein Herr, einen so ernsten Gegenstand zur Unterhaltung gewählt zu haben. Und da Sie Frau Disney, währenddessen sie in ihrem Salon die Honneurs macht, vertreten wollen, wage ich es, Sie zu bitten, mich in die Gesellschaft, die für mich ebenso fremd wie neu ist, einzuführen. Ich bin allerdings wegen meines vorgerückten Alters wohl nicht an dem rechten Plage, aber ich verhehle es Ihnen nicht, daß es mir großes Vergnügen bereitet.“

„Wenn man reich ist und obendrein einen so hohen Rang bekleidet, wie Sie, Hoheit,“ antwortete Tollart mit verbindlichem Lächeln, „ist man in Paris immer jung. Das ist die Ansicht sämmtlicher Damen, welche jeden Donnerstag sich hier vereinigen, und da Sie mir gestattet haben, Sie Ihnen vorzustellen —“

„O, mit Vergnügen. Bevor ich indeß von Ihrem zuvorkommenden Anerbieten Gebrauch machen darf, ist es nöthig, ein wenig von meiner eigenen Person zu sprechen, da Sie mich sonst wegen der Ursachen, die mich antreiben, das Pariser Leben etwas mehr zu genießen, als es einem Greise zusteht, mißverstehen könnten. Ich bin der letzte meines Stammes, da ich das Unglück hatte, vor Kurzem einen Sohn, den ich zärtlich liebte, zu verlieren.“

Herr Tollart gab seine Sympathie zu erkennen. Der Nabob fuhr fort:

„In Indien besitze ich ein großes Vermögen, das an den Staat zurückfällt, wenn ich nicht darüber verfügt haben werde, und ich möchte dieses den Nachkommen eines Mannes zuwenden, welcher vor vielen Jahren meinem Vater das Leben gerettet hat. Leider kenne ich die Nachkommenschaft nicht, und eben, um diese zu entdecken, bin ich nach Europa gekommen.“

„Ich würde mich glücklich schätzen, Hoheit, Ihnen dienen zu können,“ nahm Tollart lebhaft das Wort, indem er bereits eine günstige Gelegenheit witterte, durch Ausbeutung seines Talents als Spion eine große Summe Geldes zu gewinnen.

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ erwiderte der Indier, „und ich bin überzeugt, daß Sie bei Ihren zahlreichen Bekanntschaften mir kostbare Aufklärungen werden verschaffen können. Der Freund meines Vaters war Offizier in der englischen Armee. Er hieß O'Sullivan.“

(Fortsetzung folgt.)